Nr. 447. XXX. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Dienstag, 3. September 1901.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Prinz Tschuns Sühnemission.

Unsere auf chinesische Quellen zurückzuführende Meldung im heutigen Morgenblatt über die Modifikation des Sühneakts des Prinzen Tschun wird an unterrichteter hiesiger Stelle im Wesentlichen als zutreffend anerkannt.

Danach wird nur noch Prinz Tschun, der heute Nachmittags in Potsdam eingetroffen ist, vom Kaiser empfangen. Der Empfang muß spätestens am Donnerstag stattfinden, da der Kaiser am Freitag ins Manöver geht. Die übrigen Mitglieder der Sühnegesandtschaft dürften den Kaiser überhaupt nicht zu sehen bekommen, und nach der Abreise des Kaisers dürften sich die Mitglieder der Sühnemission auch nicht mehr als Gäste des Kaisers zu betrachten haben.

Was die Ansprache des Prinzen Tschun an den Kaiser betrifft, so ist eine Einigung darüber erzielt worden. Man betont jedoch, daß es irrthümlich sein würde, in der Ansprache des Prinzen Tschun eine Bitte um Verzeihung zu erwarten. Das sei von der deutschen Regierung niemals verlangt worden, da die deutsche Regierung sich nicht auf den Standpunkt gestellt habe, daß den Kaiser Kuangsü persönlich eine Mitschuld an der Ermordung des Gesandten v. Ketteler treffe.

* * *

Wenn damit die berühmte Sühnemission auch kein Ende nehmen dürfte, welches den anfänglichen Forderungen und Erwartungen der deutschen Regierung entspricht, so war es doch unseres Erachtens klug, daß man einen annehmbaren Ausweg gewählt hat, um der schon zum Gespött des Auslandes gewordenen Affäre überhaupt ein Ende zu machen. Die Verweigerung des „Kotau", ob in der Originalform oder in einer europäischen Bearbeitung, wäre in den Augen des deutschen Volkes wirklich kein genügender Grund gewesen, um den ganzen chinesischen Rummel, den wir nun glücklicherweise uns so ziemlich vom Halse gewälzt haben, von neuem aufzurühren.

* * *

Die Redaktion der **„Freisinnigen Zeitung"** leidet an heftigen Halluzinationen. Sie bildet sich nämlich ein, daß in der letzten „Politischen Wochenschau" des Berl. Tagebl. mit „versteckten Stichelei en gegen die Freis. Ztg." gearbeitet worden sei. Wenn das Blatt dabei in der von ihm stets beliebten, jetzt aber sogar von der derben Deutsch. Tagesztg. für unfair erklärten Art und Weise fortwährend gegen den Verfasser jenes Tageblattartikels persönlich wird, so ist das wieder ein Beweis dafür, welche schlechten politischen Sitten in der Redaktion der Freis. Z. herrschen. Man möge sich aber nicht wundern, wenn wir in gleicher Münze heimzahlen, denn wir halten es für zweckmäßig, mit Leuten, die die Sprechweise der Gebildeten nicht zu verstehen scheinen, in der ihnen geläufigen Mundart zu verkehren. Also das von Herrn Eugen Richter „begründete" meist auch von ihm redigirte Blatt schreibt: mit dem Ausdruck „diejenigen radikalen Elemente, die ständig von einem Fiasko der deutschen Politik in China sprechen", sei von dem Verfasser der Wochenschau „die Freisinnige Ztg." gemeint gewesen. Dem gegenüber erklärt der Artikelschreiber hiermit feierlichst, daß er auch nicht im Geringsten an die Richtersche Zeitung gedacht hat, als er jene Sätze niederschrieb, wie denn wohl überhaupt Niemand in Deutschland, der da weiß, wie auswärtige Politik in der Freis. Ztg. gemacht wird, diesen Theil des Blattes beachtet oder gar ernst nimmt. Immerhin aber ist es interessant, zu sehen, daß sich die „Freisinn. Ztg." selbst als Führerin derjenigen Elemente betrachtet, die das deutsche Reich wegen seiner Chinapolitik täglich vor dem ganzen Auslande lächerlich zu machen suchen und damit unserer Regierung das Leben erschweren und unter Umständen sogar ihre Pläne durchkreuzen. Wenn ein großes Sensationsblatt sich zum Bedienten der Chinesen macht, indem es deren Wünsche ausposaunt und gewissermaßen als begründet hinstellt oder wenn das Organ eines auch im Auslande bekannten Parteiführers bei dem Streit um das Sühneceremoniell die Partei der Chinamänner nimmt, so braucht natürlich der Gesandte des Reiches der Mitte unserer Regierung nur diese Blätter entgegenzuhalten, wenn er beweisen will, daß man sogar im deutschen Reich die Forderungen für zu hart ansieht, die Deutschland der Sühnegesandtschaft stellt. Wir halten es nicht für unsere Aufgabe, der Regierung unnöthig ihre Stellung gegenüber dem Auslande zu erschweren, und wenn das Richter-Blatt diese Haltung „sich offiziös geberden" nennt, so mag es das thun. Wir bereiten es nicht um seine Haltung in dieser Frage, und wir sind auch nicht so eingebildet wie Herr Eugen Richter, der offenbar glaubt, er werde, wenn er die auswärtige Politik zu leiten hätte, eine bessere Figur auf der politischen Bühne abgeben als Graf Bülow.

Zum Glasarbeiterstreik.

Gegen die Fortsetzung des Generalstreikes der deutschen Glasarbeiter wendet sich ein Gewerkschaftsblatt, die Hamburger „Holzarbeiterztg.", in einem von Besonnenheit und ruhiger Einsicht zeugenden Artikel. Das Blatt weist nach, daß die finanzielle Kraft der Streikenden zu schwach ist, als daß sie auf die Dauer den Streik aufrecht erhalten könnten. Die Familie jedes Streikenden erhält trotz größter Opferwilligkeit der Arbeiterschaft wöchentlich nur etwas über 6 Mark zur Bestreitung des Unterhalts; daß eine Familie auf die Dauer davon leben könnte, ist natürlich ausgeschlossen. Und dabei haben, wie die Holzarbeiterztg. ausführt, die Streikenden nicht einmal die Aussicht, mit dem Streik, selbst wenn sie ihn noch monatelang fortsetzen könnten, irgend etwas zu erreichen.

Das Blatt schreibt:

Wenn mit Rücksicht darauf der Generalstreik proklamirt wurde, daß infolge des Mangels an Flaschen ein Druck seitens der Brauereien, Weinhandlungen und Flaschenbierhändler auf die großen Fabrikanten ausgeübt werden sollte, so dürfte man sich irren. Die Thatsachen in den letzten Wochen beweisen, daß das nicht der Fall ist. Wir verweisen darauf, daß in drei Bremer Brauereien mehr als 150 Hilfsarbeiter entlassen wurden, angeblich, weil keine Flaschen mehr vorhanden seien. Es ist aber nicht im Mindesten versucht worden, einen Druck auf die Fabrikanten auszuüben und von ihnen Flaschen zu verlangen. Die Flaschenbiergeschäfte sind emsig wie die Bienen hinter ihren Flaschen her; die Pomrisfabrikanten bieten anstatt bisher 5, jetzt 10 Pfennig für jede zurückgelieferte Flasche.

Weiter heißt es unter anderem:

Auch die kleinen Fabrikanten haben sich fester an die größeren Fabrikanten angeschlossen aus Unmuth darüber, daß sie unschuldig unter den Maßnahmen des Herrn Heye (wegen dessen Maßregeln gegenüber dem Koalitionsrecht der Arbeiter der Streik entstand) leiden müssen und gleichsam dafür gestraft werden, daß sie das Koalitionsrecht ihrer Arbeiter unangetastet ließen; kurz, es zeigt sich überall das Gegentheil von dem, was erwartet wurde. Unserer Meinung nach bleibt unter den gegenwärtigen Umständen nur übrig, wenn ein Druck auf dem angegebenen Wege nicht möglich ist, den Generalstreik aufzuheben, und zwar nicht erst dann, wenn die Mittel der Gewerkschaften erschöpft sind. Wir warnen dringend davor, ein zweites Hamburg zu liefern. Sieht man ein, daß ein Sieg unmöglich ist, selbst unter Bringung größter Opfer seitens der Streikenden und der Gewerkschaftsmitglieder, dann führe man den Kampf nicht zum völligen Weißbluten, sondern hebe ihn auf oder vertage ihn wenigstens auf eine günstigere Zeit. Gewiß, es handelt sich bei diesem Kampf um die Wahrung des Koalitionsrechtes, aber, wenn der Kampf um dasselbe ebenso aussichtslos ist wie ein solcher um andere berechtigte Forderungen, dann hat er deshalb doch nicht den Vorzug, so lange geführt zu werden, bis die ganze Armee ausgerieben und alle Hilfsmittel verfiegt sind.

Wir vertheidigen das Koalitionsrecht ebenso energisch wie die übrigen Gewerkschaftsblätter, aber wir haben in der eigenen Organisation die Erfahrung gemacht, daß schließlich auch ein Kampf um dieses heiligste Recht einmal ein Ende nehmen muß. Verbietet ein Unternehmer infolge seiner wirthschaftlichen Machtstellung die Ausübung dieses Rechtes, und ein Jahre lang geführter Kampf bei diesem Unternehmer vermochte nicht, ihn von seinem Vorsatz abzubringen, dann gestehe man lieber ein, daß ein solcher Kampf auch auf die fernere Dauer aussichtslos ist.

Auch dieser Mahnruf ist wieder ein Beweis dafür, daß sich innerhalb der Sozialdemokratie ein Umschwung vollzieht, den man im Interesse unseres politischen Lebens und im Interesse der materiellen Wohlfahrt der Arbeiterbevölkerung nur willkommen heißen kann. Die Erkenntniß, daß ein Streik nicht als politischer Ehrenhandel betrachtet werden darf, der coûte que coûte ehrenhalber bis zur Kampfunfähigkeit einer Partei geführt werden muß, die Erkenntniß, daß ein Streik lediglich ein Krieg um einen durchaus realen Preis sein darf, wenn er moralisch und volkswirthschaftlich berechtigt sein will, hat auch in sozialdemokratischen Kreisen jetzt mehr Eingang gefunden als bis dahin. Nicht als politische Machtprobe, sondern lediglich als wirthschaftliche Kampf- und Abwehrmaßregel hat der Streik seine Berechtigung, und wenn bei Streiks, die aus politischen Gründen in maiorem gloriam der Partei hervorgerufen waren, die Drahtzieher folgerichtig darauf halten mußten, daß ihre Parteigänger mit dem Schilde oder auf ihm aus dem Kampf zurückkehrten, so ist es bei dem aus wirthschaftlichen Gründen ausgebrochenen Streik durchaus kein schimpfliches Verhalten, wenn der schwächere Theil den Kampf aufgiebt, sobald er aussichtslos geworden ist. Daß das Organ einer sozialdemokratischen Gewerkschaft für einen solchen Friedensschluß eintritt, ist ein Zeichen dafür, daß der Parteifanatismus der Genossen allmälig besonneneren Erwägungen und der Wirklichkeitsbetrachtung Platz macht, zum Wohle der Arbeiter selber. Von der Mahnung zur Beendigung eines aussichtslosen Streiks bis zur Warnung vor dem Beginn eines solchen ist nur ein Schritt, und man wird es hoffentlich in Zukunft noch häufiger als bisher erleben, daß aus sozialdemokratischen, aber weniger durch Partei- als durch thatsächliche Arbeiterinteressen beeinflußten Blättern Warnungen vor Streiks erschallen, die aussichtslos sind, deren schädlichen Wirkungen also kein ausgleichender Fortschritt oder Vortheil für einen der kämpfenden Parteien gegenübersteht.

---

* Wir haben am Sonntag schon gemeldet, daß der russische Minister des Aeußeren **Graf Lambsdorff** an der **Danziger Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem Zaren** theilnimmt. Wie die Danz. Ztg. jetzt schreibt, trifft Graf Lambsdorff am 10. September über Kopenhagen und Hamburg und an demselben Tage der russische Botschafter Graf v. d. Osten-Sacken aus Berlin in Danzig ein. Beide Herren werden im „Danziger Hof" Wohnung nehmen und fahren am 11. September dem Zaren auf die Rhede entgegen.

---

* Ueber die Schaffung einer **Kolonialarmee**, deren Beabsichtigung neuerdings auffallenderweise viel Staub aufgewirbelt hat, äußert sich wiederum die wohl von allen Seiten anerkannte Kolonialautorität des Majors **v. Wissmann**. Er weist in der Tägl. Rdsch. darauf hin, daß wir Kolonialtruppen seit längerer Zeit haben, und daß der Ausdruck Armee nur ein Sammelbegriff ist für Truppenkörper, der an sich über die Stärke solcher Truppen nichts sagt. Die ziemlich bedeutenden Organisationen, die für China nöthig befunden wurden, haben vielleicht dazu beigetragen, in der öffentlichen Meinung eine Besorgniß über in Aussicht stehende Unkosten für Neuformationen zu erregen.

Vor allem betont er, daß er die Besorgniß dieser Stimmen nicht theile, sondern annimmt, daß, wenn eine Organisation geschaffen würde, die unsere jetzt bestehenden Schutztruppen zusammenfaßte und höchstens einen Stamm in der Heimath für unberechenbare Ereignisse aufstellte, sie große Anforderungen an den Steuerzahler kaum stellen würde. Daß eine Zusammenfassung unserer Schutztruppen wie eine Oberleitung und ein Stamm in der Heimath eine große Sicherheit für alle Eventualitäten zum Schutze unserer Interessen

---

Drüber hin und drunter weg.

Ein Spaziergang auf der Hochbahn.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Block.

Als der erste Stadtbahnzug durch die Reichshauptstadt polterte entdeckte man plötzlich ein neues Berlin. Straßen, durch die man bisher achtlos und gelangweilt zu schlendern pflegte, nahmen sich vom Fenster des hoch oben vorüberrasselnden Zuges großartiger und imponirender aus, als ihre ältesten Einwohner es sich jemals hatten träumen lassen. Man sah auf belebte Plätze, die man früher gar nicht gekannt, fand Schönheiten und Seltsamkeiten, auf die man niemals geachtet, und blickte interessirt in die Ecken und Winkel, die Fenster und Balkons und dunklen Höfe, an denen der Wagen die Neugierigen eilig vorüberzog.

Wie wird das Berlin aussehen, das man entdecken wird, wenn die neue Hochbahn die Stadt durchsaust? Wird der Blick von oben für den düsteren Eindruck entschädigen, den man vorläufig unten in den langen Straßenzügen empfängt, in deren Mitte sich der jüngste Weg für das rastlos wachsende Ungeheuer Verkehr dehnt: ein endloser Wandelgang bei Regenwetter? Wird es gelingen, den Osten und den Westen, die sich beide so wenig zu sagen haben, durch diese kühn geschlagene Brücke einander näher zu bringen?

Wir wollen versuchen, auf einem Spaziergang, der uns das Geleise des neuen Weges entlang führt, die Antwort auf diese Fragen zu finden.

* * *

Das Wetter ist wenig günstig. Grauer Himmel, häufige Regenschauer, ein nasser, warmer Wind, der die Kleider an den Körper klatscht und die Tropfen aus den Baumkronen auf die Straße schüttelt. An der Warschauer Brücke geht es nach oben; hier ist die erste Station der Hochbahn, und hier soll unsere Wanderung beginnen. Durch lang gedehnte Werkstätten, in denen Monteure fleißig bei der Arbeit sind, gelangen wir auf die Geleisstrecke, die sich vorläufig noch einsam und ohne Leben hinzieht. Eine überdachte Warthalle bezeichnet den Ausgangspunkt der Bahn und läßt sofort einige wesentliche Unterschiede zwischen den Haltestellen der Stadtbahn und der Hochbahn erkennen. Die Bahnsteige liegen bei unserer neuen Verkehrsvermittlerin nicht, wie bei den Stadtbahnhöfen, in der Mitte, sondern zu beiden Seiten der Geleise. Die Leute, die nach dem Westen wollen, kommen gar nicht mit denen zusammen, die eben etwa vom Westen angelangt sind. Da man von jeder Seite nur nach einer Fahrtrichtung einsteigt, kann es somit keine Zugverwechselung geben, und auch der unkundigste Fremde, der unten am Schalter sein Billet gelöst hat, muß mit unfehlbarer Sicherheit nach dem erwünschten Kupee gelangen, ohne daß er es nöthig hätte, zu fragen. Auch in den Wagen zu klettern braucht er nicht; der Fußboden der Waggons ist, da die Wagen in einem vertieften Geleise laufen, im gleichen Niveau mit dem Bahnsteig. Die Wagen selbst sind nicht nach der Art der Eisenbahnwaggons, sondern wie die Pferdebahnwagen gebaut. Lange, durchlaufende Bänke. Vorn und hinten ein kleinerer Abtheil, der wohl für die Raucher bestimmt ist. Alles sehr einfach, aber sehr hell und geräumig. Das sieht man im Inneren der Halle.

Nach außen hin schweift der Blick über flaches von Schienensträngen durchzogenes Gelände bis zu den Thürmen und Fabrikschornsteinen Stralaus auf der einen Seite, während sich auf der anderen die breite Straße hinzieht, die mit ihren fünfstöckigen Häusern, ihren blumengeschmückten Balkons und ihrem völlig menschenleeren Bürgersteig so aussieht, als warte sie mit Würde und Geduld auf eine bessere Zukunft. Rings herum ist schon viel gebaut; alles hohe, auf viele Miether berechnete Häuser. Nur an der Ecke der Mühlenstraße steht noch ein älteres Grundstück, das sich nicht in die neue Zeit schicken will. Man sieht ihm an, daß es vor Kurzem noch Nachbarn hatte, die sich fest an seine Seiten lehnten; jetzt wird rechts und links der Platz für Neubauten gesäubert, aber das alte Haus steht trotzig und breit auf seinem Platz, bis — nun, wahrscheinlich, bis der richtige Käufer kommt. — Die Bahn überschreitet nun auf der stattlichen Oberbaumbrücke, von der man nach beiden Seiten prächtige Ausblicke über die Spree gewinnt, den Fluß und tritt mit einer scharfen Kurve in die Skalitzerstraße ein. Haltestelle Schlesisches Thor. Hier merkt man schon, daß man im verkehrsreichen Osten ist. Unten durchklingeln und durchrasseln elektrische Bahnen und Lastfuhrwerke die langen, eintönigen Straßen. Arbeiterfrauen, die vom Einholen kommen, stehen trotz des Regens plaudernd vor den Thüren, und während wir auf den Geleisen weiter balanciren, dürfen wir hier und da mit indiskreter Neugier einen Blick in ein Schlafzimmer erhaschen, wo eben aufgeräumt wird, oder wo gar Madame noch bei der Toilette sitzt. Diese Einblicke sind — ich darf wohl zum Glück sagen? — nicht so leicht gemacht wie bei der Stadtbahn, die an den Häusern dahinstreift und oft auf Meterbreite in das Bereich menschlicher Wohnungen kommt. Die Hochbahn hält mit Ausnahme einer kurzen Strecke, die sie den Kanal entlang führt, immer die Mitte der Straße ein. Aus diesem Grunde wird das Bild, das sich von ihren Fenstern aus bietet, zwar gleichmäßiger, aber auch eintöniger sein als die wechselnden Ansichten, die man von der Stadtbahn erblickt. Besonders hübsch wird freilich die Aussicht, wenn man in der Mitte eines Platzes, auf dem sich eine Reihe von Straßen kreuzen, vom Geleise hinunterschaut und den durch keine Mauern gehemmten Blick in die Weite schweifen läßt. Solche Ausblicke bieten sich an der Haltestelle Schlesisches Thor und etwas weiter hin, kurz vor der künftigen Station Oranienstraße bei dem Pfefferberg des Lausitzer Platzes mit dem hübschen, freundlichen Bau der Emmauskirche. Dabei führt der Weg noch immer durch die Skalitzerstraße, deren Länge und Breite die Bewohner des Westens, wenn sie einmal die Gegend durchqueren, sicherlich überraschen wird. Neben der Ausdehnung fällt freilich auch die menschenarme Stille der Gegend auf, die einen ganz merkwürdigen Gegensatz zu der eben durchschrittenen lärmenden Nachbarschaft bildet. Trotzdem diese unabsehbaren Reihen vielstöckiger Häuser sicherlich bis zu den Dächern bewohnt sind, liegt eine tiefe Ruhe über der breiten Fläche. Mag es ein Zufall sein: wenn nicht gerade eine Volksschule die Schaar der Kinder zur Mittagsruhe entließe, würde man in dieser Stunde, so weit das Auge reicht, auf beiden Seiten dieses östlichen Boulevards noch keine fünfzig Menschen zusammenzählen können.

Wie anders wird aber das Bild, als wir nach dem Passiren der Station Kottbuser Thor in die Gitschinerstraße einbiegen! Hier flutet das Leben der Millionen-